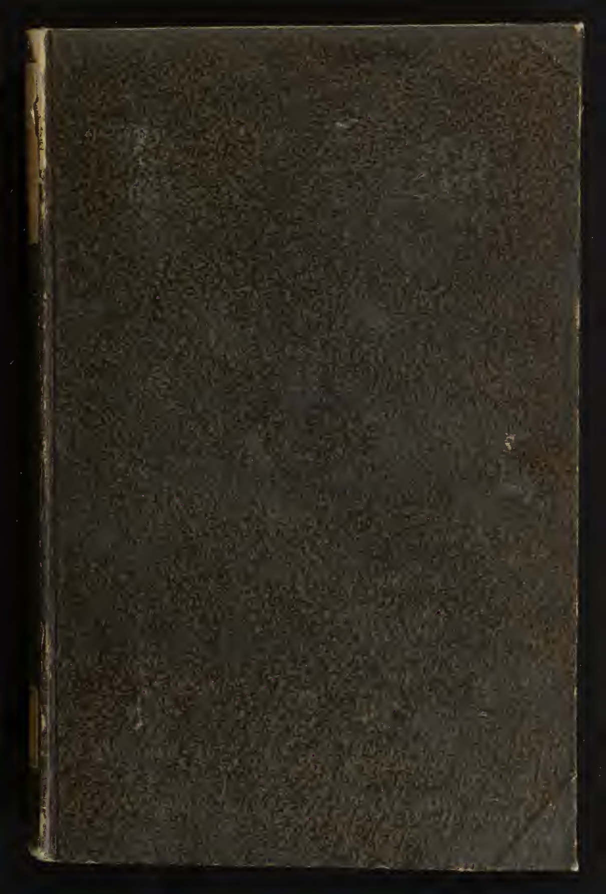




Evangelisches

Missions-Magazin.

Neue Folge.

Herausgegeben

im Auftrag der evangelischen Missionsgesellschaft

von

Dr. Hermann Gundert.



Sechzehnter Jahrgang. 1872.

Basel,

im Verlag des Missions-Comptoirs.

In Commission

bei J. F. Steinkopf in Stuttgart und Bahnmaiers Verlag (C. Detloff) in Basel.

Druck von C. Schultze.

Inhalt.

Illustrationen.



Dr. Livingstone.

Dr. Livingstone's Wirksamkeit.

Es sind schon mehr als vier Jahre verflossen, seit wir das letzte Mal den Namen des großen Afrika-Reisenden erwähnen konnten (Miss. Mag. 1868, S. 348.); so lange wollten keine Nachrichten von ihm nach Europa gelangen. War damals von ihm als dem „so lange Todtgeglaubten" die Rede, dessen Wiederauftauchen auch die besten afrikanischen Autoritäten nicht mehr zu hoffen wagten, bis er auf einmal wieder von sich hören ließ, so waren solche Zweifel über sein Leben in diesem Frühling nach vierjähriger Verschollenheit erst recht allgemein und peinlich geworden. Man hoffte freilich, Livingstones Sohn werde in Verbindung mit etlichen Offizieren den alternden Forscher im Herzen Afrikas aufsuchen. Doch während diese sich in Zanzibar zur Reise rüsteten, traf dort Heinrich Stanley ein, und berichtete, er habe Livingstone gefunden und nach viermonatlichem Zusammenleben und Zusammenreisen wohl verlassen, auch ihm so viele Hilfsmittel übergeben, daß fürs erste kein weiterer Zuzug nöthig werde. Die englische Unternehmung wurde also aufgegeben; der einfache Amerikaner hatte mehr ausgerichtet, als alle von der britischen Regierung zu Livingstones Unterstützung oder Wiederauffindung angewiesenen Beamten.

Bekannt ist aus den Zeitungen, wie der Eigenthümer des „New-York Herald", Herr Bennett, auf den Gedanken gerieth, Livingstone aufsuchen zu lassen; wie er seinem Korrespondenten, Stanley, nach Madrid telegraphirte, er möge sich dazu auf den Weg machen und brauche das Geld nicht zu sparen; wie Stanley nach Zanzibar eilte und von dort ins Innere Afrikas mit einem Gefolge von 30 Personen eindrang; wie er mit Yankee Energie sich durchkämpfte und seine unzuverläßige Schaar nachzog, bis er am 3. November 1871

mit Livingstone in Udschidschi (am Tanganyika See) zusammentraf. Wir übergehen diese Schilderungen, die so malerisch gehalten waren, daß man Anfangs dem glücklichen Finder kaum recht traute, und ihn für ein Glied der in Amerika nicht gar kleinen Gilde von Aufschneidern hielt. Der Mann ist aber gerechtfertigt durch die Briefe des Doktors, die ersten, welche seit drei oder vier Jahren nach Europa ihren Weg fanden. Und es braucht kaum gesagt zu werden, daß der Doktor diesem jungen Amerikaner und seinem Absender sich zu großem Dank verpflichtet fühlte.

Der erste von Livingstones Briefen schilderte seine Lage in Udschidschi: „Ich kam hier an 16. Oct. 1871, nachdem ich unter der heißen senkrechten Sonne etwa 500 Meilen an Einem Stück fortgewandert war; geneckt, getäuscht, zur Rückkehr genöthigt, als ich fast am Ziel meiner Entdeckungen angelangt schien, durch eine Anzahl muselmanischer Sclaven, die man mir von Zanzibar statt Männern zu Hilfe sandte. Mein Herz war so verwundet durch alles, was ich von Unmenschlichkeiten gesehen hatte, daß der Körper alle Kraft verlor und ich meinte, ich könne, stehend und gehend wie ich war, sterben. So kam ich denn auch wie ein Bündel von Knochen nach Udschidschi. Hier fand ich, daß mir Waaren im Werth von 6000 fl. durch einen trunksüchtigen Muselman-Schneider waren zugesendet worden, der sechszehn Monate unterwegs war und sie verschleuderte, am Ende gar noch im Koran ein Loos zog, herausfand, ich sei gestorben, und den Rest gegen Elfenbein und Sclaven verhandelte. Das alles, obschon ihm Leute, die mich gesehen hatten, sagten, ich lebe und warte auf die werthvolle Sendung. Aber hiezuland gilt kein Gesetz, als das des Dolchs oder Gewehrs, so saß ich in meiner großen Schwäche nieder und nährte mich ärmlich mit dem Verkauf etlicher übrigen Zeuge und Perlenschnüre. Am Ende müßte ich in Udschidschi gar noch betteln! Könnte ich das thun?

„Da plötzlich hieß es, ein Engländer rücke heran. Ich war wie der Wandersmann, der auf dem Weg nach Jericho unter die Räuber und Mörder gefallen war; aber wie sollte je ein Priester, Levit oder Samariter diesen Weg einschlagen? Und doch war der gute Samariter bei der Hand; einer meiner Leute, Susi, rannte herbei und rief: „Ein Engländer kommen, ich ihn sehen!" und damit war er wieder auf und davon. Eine amerikanische Flagge an der Spitze einer Karawane verkündigte mir, wo der Fremde zu Hause

sei. So kühl ich sonst bin, diese Begegnung durchzitterte mein Innerstes: Möge der Höchste den Mann segnen, der meiner gedacht! rief ich aus tiefem Herzen." — Die beiden reichten sich die Hände und suchten bald die Hütte auf, in welcher sie ihre vollen Herzen gegen einander ausschütten konnten.

Ganz neu war dem Reisenden Alles, was sich seit 1868 in Europa und Amerika zugetragen; neu auch die Nachricht, daß die englische Regierung ihn mit Geld unterstütze. Dann erzählte er, was er von der Wasserscheide im südlichen Centralafrika entdeckt; er hatte sie 700 englische Meilen lang gefunden und fast ihrer ganzen Länge nach durch Manjuema, das Land der Menschenfresser, hindurch verfolgt. Nur das erste Hundert dieser Meilen blieb ihm noch zu durchwandern übrig; er hielt es für so wichtig, diese Strecke auch noch zu durchforschen, daß er trotz alles Heimwehs noch 1½ Jahre dran rücken und seine Aufgabe vollenden wollte. Das war im November 1871.

Durch die Begegnung mit Stanley und die Pflege, die er nun seiner Gesundheit angedeihen lassen konnte, war der Doktor in wenigen Tagen wieder so gestärkt, daß er seinem Besuche vorschlug, eine Reise mit ihm zu unternehmen. Fast vier Monate lang reisten sie nun zusammen, indem sie die nördliche Hälfte des Tanganyika-Sees im Boot umfuhren, wobei es an allerhand Gefahren nicht fehlte; ein wahres Wunder war es für den heißblütigen Amerikaner, aus dem Munde des geprüften Mannes in all dieser Zeit kein ungeduldiges Wort zu hören.

Zugleich gelangten nun frühere Briefe des Doktors an seine Freunde, die von seinen Entdeckungen genaueren Bericht erstatteten. Aus dem Manjuema-Lande (etwa 80 Stunden von Udschidschi) schrieb er z. B. im November 1870 Näheres über die Gewässer des innern Afrika. Es scheint uns nicht gerathen, auf Entdeckungen einzugehen, zu deren Verständniß vorerst noch die Karten abzuwarten sind; überdies ist die Hauptentdeckung der eigentlichen Nilquellen erst noch zu machen. Doch hatte Livingstone sich denselben wiederholt von verschiedenen Seiten her genähert und immer dieselbe Beschreibung von Eingeborenen und Arabern vernommen, welche das Naturwunder mit eigenen Augen geschaut hatten. Was Herodot in Sais sich hatte sagen lassen, „von Quellen, die man nicht ergründen könne, und welche die Hälfte ihrer Gewässer nördlich nach Ae-

gypten ausgießen, während die andere Hälfte südwärts ins Innere Aethiopien ströme," scheint ihm völlig der Wahrheit gemäß zu sein.

In seinen mancherlei Forschungen nach dem Ursprung des Nils hat Livingstone gefunden, daß fast alle bisherigen Angaben falsch waren. Dem berühmten 20,000 Quadratmeilen großen Victoria Nyanzasee z. B. spricht er sogar die Existenz ab; dagegen seien dort mehrere kleinere Seen nahe beisammen. Die wahren Nilquellen glaubt er 5—600 Meilen südwestlich von diesem Seegebiet suchen zu müssen. Er sagt: die Wasserscheide des Nils ist ein breites Hochland im 10—12° südlicher Breite, etwa 4—5000 Fuß über der Meeresfläche erhaben, mit Bergen von 6—7000 Fuß Höhe. Dieses Hochland hat er 600 Meilen weit durchreist und überall eine Masse Quellen gleicher Art gefunden: ein kleiner Abfluß in einem schwach vertieften Thal und dann ein paar hundert Fuß weiter weg ein frischer perennirender Bach mehrere Fuß breit und schon tief genug, um eine Brücke zu brauchen. Doch hofft er in der noch nicht erforschten Strecke die eigentlichen Quellen zu entdecken, die nicht aus schwammartiger Erde heraussickern, sondern aus einem Erdhügel hervorrieseln; die eine Hälfte des Wassers nach Aegypten fließend, die andere südwärts. Wenn diese Annahme sich als richtig erweist, so haben die uralten Geographen zu Herodots Zeit Recht gehabt. Diese Vorgänger des Ptolomäus bezogen ihre Nachrichten wahrscheinlich von Männern, die eben diese Regionen durchwandert hatten, und so wurde schon lange vor Christi Geburt bekannt, was wir bisher bezweifelten, und was sich nun doch als Wahrheit zu erweisen verspricht.

Trotz der großen Strapazen und Entbehrungen, die L. durchzumachen hatte, schreibt er in heiterem, frischem Tone. Einmal (15. November 1870) schildert er die Schwierigkeiten und Beschwerden des Weges: „Auf vielen Strecken ist das Gras zehn Fuß hoch, der Stengel ein halb Zoll im Durchmesser, mit lauter kleinen Stacheln versehen, die dem armen Wanderer, der des Elephanten Pfad verfolgt, das Fleisch zerfetzen; oder ist das Gras so reichlich mit Regen und Thau beladen, daß man durch und durch naß davon wird. Oft zieht sich der Weg hundert Schritte in Flußbetten hin, als hätte derjenige, der ihn zuerst gebahnt, für seine Art den wenigst dichten Platz ausgesucht. An andern Stellen beherrscht die Mualepalme, von welcher hier, wie auf Madagaskar, das sogenannte Lamba oder Grastuch gewoben wird, das Thal weithin. Die Blätterstengel, so dick

wie eines starken Mannes Arm, fallen ab und verwehren dem Wanderer die Passage, außer wo etwa schon Elephanten und Büffel sie niedergetreten haben; der Sumpf dort drinnen ist tief und preßt einem manchen Seufzer aus. Alle Augenblicke wieder stehen die Händler mit kläglichen Gesichtern still, um auszuschnaufen; der Schweiß tropft mir von der Stirne, und ich sehe wohl so grimmig aus wie sie selbst, wiewohl ich mich anstrenge, sie zu erheitern mit der Hoffnung, daß ihnen für das so heiß errungene Elfenbein zuletzt ein schöner Preis zufallen werde. Hie und da ist unter des Elephanten schwerem Gewicht der Unterboden gewichen; das tiefe Loch ist mit Koth angefüllt und man sinkt bis an die Hüften hinein, ein lustiges Gelächter wird dann angeschlagen, obschon ich keinen andern Grund dafür habe, als daß das Lachen doch noch besser ist als das Heulen."

Von choleraartigen und Fieber-Anfällen ist er auch nicht verschont geblieben und ein Wunder scheint es, wie irgend eine Constitution das alles aushalten konnte. „Noch nie hatte ich solche Noth mit meinen Begleitern wie diesmal; sie haben mich auf der Reise sehr verhindert, und seit wir jetzt im Kannibalenlande sind, wagt sich Keiner ein wenig weiter hinaus vor lauter Angst, erschlagen und aufgefressen zu werden. Früher konnte ich schon durchkommen, denn in jedem Dorf fanden sich Leute, die mir mein Gepäck bis zum nächsten Dorf trugen, nachdem meine Johannaleute im Schrecken vor den marodirenden Mazitus oder Batutas davongelaufen waren, und mir blos ein paar erbärmliche, verbuttete und verzogene befreite Sklaven zurückgelassen hatten; aber hier bin ich ganz der Laune dieser Knechte preisgegeben, und das wußten und benützten sie. Ja Einige von ihnen sind sogar eifrige Sklavenjäger ihrer eigenen Landsleute geworden. Ich muß geradezu warten, bis ich neue Leute von der Küste bekommen kann. Wenn sie angekommen, hoffe ich in vier bis fünf Monaten meine Entdeckungsreisen beendigt zu haben. Hätte ich gewußt, wie viel Hunger, Beschwerden, Gefahren, Mühen und Zeitverlust dieselben mir auferlegen würden, ich hätte mich lieber in eine Zwangsjacke stecken lassen; nun ich es aber unternommen hatte, durfte mich Nichts mehr davon abbringen.

„Ich mußte gleichsam wie ein Blinder herumtasten und meinen Weg suchen, denn kein Menschenkind kümmert sich hie zu Land darum, wie und wohin der und der Fluß fließt. Mein Plan war es, über

den Nyassasee zu fahren, die Wasserscheide zu untersuchen, in zwei Jahren eine menschenfreundliche Mission anzufangen, und über den Abhang ans Meer zurückzukehren. Hätte ich mich aber nun nach zwei Jahren schon auf den Heimweg gemacht, so hätte ich kaum mehr berichten können, als jener Portugiese, der dreimal nach Casembe reiste, um Sklaven zu holen, und sonst von Volk und Land rein gar nichts sah und hörte. Ueberall fragte ich nur nach den Gewässern, bis mir halb angst wurde, man könnte mich für einen Wasserkopf halten, und manch ermüdenden Weg schlug ich ein, ehe ich einen klaren Begriff von dem alten Problem der Wasservertheilung bekam. Die Wasserscheide ist im zehnten bis zwölften Grad südlicher Breite. Von dort entspringen ohne Zweifel die Quellen des Nils. Die Länge der Wasserscheide von West nach Ost ist zwischen 700 und 800 englischen Meilen. Das wäre also, wo Ptolomäus sie sich dachte, und die Berge, nur etwa 7000 Fuß über der Meeresfläche, sind seine Mondgebirge."

Nun aber Einiges über die Einwohner des Innern Afrikas!

„Man stellt sich gewöhnlich vor, die Neger, welche durch lange Knechtschaft zum Thier herabgewürdigt wurden und nur sehr wenig von dem wohlthätigen Einfluß jener Elemente zu spüren bekommen, welche die Veredlung der bevorzugteren Rassen bewirken, seien die wirklichen Vertreter der afrikanischen Stämme. Wir pflegen dieselben nach den von der Westküste gekommenen Sklaven zu beurtheilen, die Jahrhunderte hindurch der Knechtschaft wie der giftigen Wirkung eines ungesunden Klimas ausgesetzt waren. Beides hat zusammengewirkt, ihren Körper zu Grunde zu richten, während Betrug und Branntwein ihr sittliches Verderben waren.

„Es wäre ein ungeheures Unrecht, diese Leute mit den freien Bevölkerungen des Innern zu verwechseln, die ihre Gesetze haben und unter ihren Häuptlingen auf ihren eigenen Gütern dem Ackerbau leben, in ihren Flüssen Fischfang treiben und wacker jene gewaltigen Bewohner der Wälder bekämpfen, die man in jüngeren Welttheilen nur noch in den Felsen versteinert oder im ewigen Eis begraben findet. Winwoode Reade hat die Wahrheit getroffen, wenn er sagt, der alte Egypter mit seinen großen, runden, schwarzen Augen, seinen dicken Lippen und seiner etwas breitgedrückten Nase stehe dem eigentlichen Negertypus viel näher, als der durch seine Umgebungen entartete Westafrikaner.

„Die Sklaven im Allgemeinen und namentlich diejenigen der Westküste, aber auch die von Sansibar und andern Orten, sind außerordentlich häßlich. Ich habe kein Vorurtheil gegen ihre Farbe. Wer lange mit ihnen zusammengelebt hat, vergißt, daß sie schwarz sind, und sieht in ihnen nur Menschen. Aber ihre niedere, zurücktretende Stirne, ihre hervorstehende Kinnlade, ihre länglichten Fersen und andere den Negern der Westküste gemeinsame physische Eigenthümlichkeiten erwecken in uns unwillkührlich ein Gefühl des Widerwillens.

„Ich möchte durch keine Sylbe dazu beitragen, diese Menschenklasse noch tiefer herabzudrücken, als sie bereits ist. Aber darauf muß ich aufmerksam machen, daß dies nicht die Typen der ganzen Gattung sind, und daß beinahe überall die Bewohner der Hochländer im Innern durchschnittlich den Typus des menschlichen Geschlechts darstellen. Ich war zugegen, als alle angesehenen Männer des großen Häuptlings Insama, der am südwestlichen Ende des Tanganyika Sees wohnt, herbeikamen, um Frieden zu schließen mit den Arabern, welche ihre Stadt niedergebrannt hatten. Ich bin versichert, daß man in keiner Versammlung in London oder Paris verständigere und schöner geformte Köpfe finden würde. Auch die Körpergestalt ist ebenmäßig. Insama, eine Art Napoleon, in seiner Jugend durch seine Schlachten und Siege berühmt, hatte ganz die Physiognomie der alten Assyrer, eines Nimrod und Anderer, wie man sie auf den Marmorplatten Ninives abgebildet findet, und er bewies sich als Unsresgleichen, indem er viel von einer Plombe genannten Art Bier trank.

„Viele ihrer Frauen sind sehr hübsch, 'und wären es, wie alle Frauen, noch weit mehr, wenn sie nicht die Natur korrigiren wollten. Glücklicherweise können diese lieben Frauen ihre wunderschönen Augen, ihre hohen Stirnen, ihre wohlgeformten Arme und Beine, ihre ebenmäßigen Gestalten und ihre kleinen Hände und Füße nicht ändern. Aber sie müssen sich schmücken, diese Unglücklichen, und es gelingt ihnen, indem sie ihre glänzenden Zähne abfeilen, bis sie Katzenzähnen gleichen. Es ist das von der unglücklichsten'Wirkung; wenn sie lächeln, glaubt man, ein Krokodil lächeln zu sehen.

„Schmucksachen sind selten. Diese afrikanischen Schönen tättowiren ihre feurig braune Haut mit hübschen kleinen Zeichnungen, farblos wie die unsrer schottischen Tartans. Sie sind nicht schwarz,

sondern leicht braun und verunstalten sich, indem sie durch die Naslöcher einen diese durchbohrenden Grashalm stecken. Moari-a-Ngombe, die Königin von Kasembe, würde in London, Paris und New-York für eine Schönheit gelten, und doch hat sie nicht weit von der Spitze ihrer schönen, etwas römisch gebogenen Nase ein kleines Loch im Knorpel. Sie hat jedoch nur eine Seite ihrer zwei Reihen schneeweißer Zähne ausgefeilt. Und welch reizendes Lächeln! Wer Lust hat, sich sein eigenes Urtheil darüber zu bilden, möge kommen, sie in ihrem eignen Staatswagen auf ihrer Landwohnung zu besuchen. Dieser Wagen ist eine Art Thron, auf zwei großen Deichseln befestigt, und von zwölf sehnigen Bürgern getragen."

Weiter schildert Livingstone besonders das Manyuema Volk, das er im Westen des Tanganyika gefunden hat. Hören wir seine Beschreibung!

„Wenn von Udschidschi aus eine Expedition westwärts nach Manyuema aufbricht, ist die Frage nicht die, welche Waaren, sondern wie viele Flinten und Pulverfäßchen sie hat. Besitzt sie 200—300 Büchsen und die entsprechende Munition, so betrachtet sie den Erfolg als gesichert. Die Manyuema zeigten sich entsetzt beim Knall der Flinten; einige, das weiß ich, hielten sie für etwas Uebernatürliches, denn als ihnen die Wirkung eines Schusses an einer Ziege gezeigt wurde, sahen sie zu den Wolken empor und boten Elfenbein an, um das Zaubermittel zu erkaufen, wodurch der Blitz herabgezogen werde. Wenn ein Dorf angegriffen wurde, flohen die Männer erschrocken, und die Frauen und Kinder wurden gefangen genommen.

„Viele Manyuema-Frauen, namentlich den Lualaba hinab, sind sehr hübsch, hellfarbig und anmuthig. Es war etwas Gewöhnliches, die Sansibar-Sklaven, deren Gesichter den Zügen von Londoner Thürgriffen gleichen, welche irgend ein pfiffiger Messinggießer für Löwenköpfe auszugeben wagt, zu einander sagen zu hören: 'Wie hübsche Kinder bekämen wir doch, wenn wir Manyuema-Frauen hätten!' Manyuema-Männer und Frauen standen sämmtlich hoch über den Sklaven, die auch selbst bei der Vergleichung sichtlich die Erniedrigung fühlten, der sie verfallen waren, seit sie im Pfuhl der Knechtschaft lagen.

„Viele der Männer waren große, starke Gesellen, die nur wenig

von dem an sich hatten, was wir für die Neger bezeichnend glauben; den Lehren der Phrenologie nach nähmen die Manyuema einen hohen Rang ein in der menschlichen Familie. Sie fühlten auch ihre Ueberlegenheit und sagten oft aufrichtig: 'Wäre es nicht der Feuerwaffen wegen, so würde kein Fremder je aus unserm Land entrinnen.' Wollte man, um eine Vergleichung zu machen, eine Anzahl Manyuema aufs Ungefähr herausgreifen, und sie den gleich ihnen in Schürzen von Grastuch gesteckten Mitgliedern der anthropologischen Gesellschaft in London gegenüberstellen, so möchte ich meinen Platz bei den Manyuema haben, um mich in der vornehmeren Gesellschaft zu befinden, und die Philosophen erschienen bedauerlich dürr daneben. Aber obgleich diese 'untergeordnete Rasse', wie wir sie mitleidig nennen, feingeformte Köpfe und oft schöne Gesichtszüge hat, ist sie nichtsweniger als ein Kannibalengeschlecht.

„Das Land hat Ueberfluß an Lebensmitteln aller Art, und der reiche Boden bringt alles, was gepflanzt wird, in großer Ueppigkeit hervor. Einer meiner Freunde machte einen Versuch mit Reis, und erzielte einen hundertzwanzigfältigen Ertrag; drei Maaß Samen lieferten eine Ernte von 360 Maß. Mais gedeiht so vortrefflich, daß ich eine einzige Pflanze 45 Lasten, jede von 60 Pfund Gewicht, hervorbringen sah. Es war mir fast unfaßlich, daß die Manyuema Menschenfresser sein sollten. Sie haben Schweine und andere Hausthiere im Ueberfluß, und dennoch sind sie Kannibalen. Auf die Gründe für ihren Kannibalismus gehe ich nicht näher ein. Sie sagen, das Menschenfleisch sei nicht wie das der Schweine oder Ziegen; es schmecke salzig und mache, daß sie von den Todten träumen. Daß schöngebildete Menschen, wie sie, auf einer so niedern Stufe der Moral stehen, kann nur die Folge der Nichteinführung derjenigen Religion sein, die Unterschiede bewirkt, welche weder die Phrenologie noch andere Ologien zu erklären vermögen. Die Religion Christi ist unstreitig die beste für den Menschen.

„Die Manyuema-Frauen, besonders weiter hinab am Lualaba, sind sehr hübsch und fleißig. Der Markt ist für sie etwas Großes und Wichtiges, und sie arbeiten hart und tragen weit, um etwas verkaufen zu können. Auf vier bis sechs Stunden Entfernung werden Märkte abgehalten. Alle sind dann in ihre besten faltenreichen und buntfarbigen, von den Hüften bis zu den Knieen hinabreichenden Schürzen gekleidet. Wenn bei solchen Gelegenheiten ihrer 2—3000

beisammen sind, handhaben sie das Recht mit Entschlossenheit, obgleich vorzugsweise nur Frauen. So eifrige Händlerinnen sind sie, daß sie in Haufen bei Nacht aufbrechen, und zu rennen anfangen, sobald sie das Gesumme von Hunderten von Stimmen hören. Zu markten, zu spaßen, zu lachen und ein wenig zu betrügen, scheint ihnen der höchste Lebensgenuß zu sein. Die Manyuema sagten uns immer, daß auf den Markt gehende Frauen nie belästigt werden (versteht sich: so lange der Sklavenhändler von der Küste den Weg zu ihnen noch nicht gefunden hat)."

Besonders schmerzlich war für Livingstone, daß von den ihm zugeschickten, heißersehnten Lebensmitteln die gewissenlosen Träger unterwegs das meiste stahlen. Am Schwersten aber drückte es ihn, Zeuge von dem abscheulichen Sklavenfang sein zu müssen, der dort von muhammedanischen Händlern stark betrieben wird; und viel wichtiger als die Entdeckung der Nilquellen war ihm der Herzenswunsch, dem ostafrikanischen Sklavenhandel endlich den Todesstreich versetzt zu sehen. „Dieses schöne Land vergeht unter dem Fluch, der darüber liegt, blos um dem kleinen Sultan von Zanzibar seinen Sklavenfang nicht zu beschränken und die fabelhaften Rechte der Krone Portugal zu schonen." Habe in früheren Jahrhunderten die Seeräuberei sich weithin über die Oceane verbreitet, bis die civilisirte Welt zu ihrer Abschaffung sich vereinigt habe, so wäre es nun endlich auch Zeit, den Sklavenhandel, der schon vom atlantischen Meer verschwunden sei, aus seinen noch übrigen Nestern zu verdrängen.

Im Februar 1872 beschreibt er dann die Art des Sklavenfangs, wie er sie selbst zu beobachten nur allzuviele Gelegenheit hatte. „Manche von beiden Geschlechtern werden bei solchen Ueberfällen eines Dorfes getödtet, doch sinds hauptsächlich die Weiber und Kinder, die man einfängt. Diesen „schwarzen Moslems" ist es nicht genug, Elfenbein zu bekommen, sie müssen auch Sklaven haben, und greifen zu diesem Zweck Marktflecken und Dörfer an. Mir schien es geradezu, sie machen nur darum Gefangene, weil sich das ohne alle Gefahr bewerkstelligen läßt; denn sobald man Schüsse hört, laufen die Männer so schnell als möglich davon. Ich hatte doch noch nie gewußt, wie blutdürstig Menschen sein können, wenn sich das Blut der Mitbrü-

der in aller Sicherheit vergießen läßt. Eben jetzt geht es so zu in Manyuema, und zwar thun das mittelbar unsere indischen Mitunterthanen, die Banianen (Hindukaufleute)!

„Nur Ein Beispiel aus vielen: „Mein Freund, Muhammed Boghasib, schickte in der Mitte des Jahres 1871 eine große Anzahl seiner Leute auf dem großen Fusse Lualaba weit fort, um mit Elsenbein zu handeln. Er ist ein wackrer Mann, in Zanzibar gebürtig; aber der beste Mensch kann doch schlechte Knechte haben. Der Anführer seiner Schaar, Hassani, mit noch zwei Andern gab den Leuten von Nyangwe 25 kupferne Spangen und befahl, für dieselben mit Elsenbein zu zahlen. Die Spangen waren in Udschidschi etwa 3 fl. werth, und da es wohlbekannt ist, daß es in jener Gegend kein Elfenbein gibt, war dieses Anlehen nichts als eine Falle; denn als bei ihrer Rückkehr für die Sachen nicht in Elfenbein gezahlt wurde, unternahm die Bande einen Angriff, der drei Tage dauerte. Alle Dörfer eines großen Distrikts wurden geplündert, etliche verbrannt und ungefähr 150 Sklaven gemacht." —

„Die englische Regierung hat dem Sultan von Zanzibar ein Recht zuerkannt, über welches ihr keine Verfügung zustand, daß er nämlich jedes Jahr in einer gewissen Zeit und Richtung Sklavenhandel treiben möge; damit erhält er alljährlich 12,000 bis 20,000 Schwarze. Wohlverstanden, ohne Handel, durch bloßen Raubmord. Nicht Sklaven verschafft er sich, sondern freie Leute, die er gefangen nehmen läßt. Nur hat darüber nicht er zu verfügen, sondern die Banianen, welche sein Zollhaus und seine ganze Finanzverwaltung in ihren Händen haben. Seinen muhammedanischen Unterthanen kann er nicht trauen, weil, wie sie selbst sagen, er keine seiner Einkünfte ihnen verpachten könnte, außer er begnügte sich mit einer Ernte von Lügen. Die Banianen aber verwalten das Zollamt in der Weise, daß ihre Sklavenräuber, die sie nach allen Richtungen aussenden, unangetastet, und die geraubten Sclaven in ihren Händen bleiben. Und so lange man ihnen diese Macht läßt, wird solcher Menschenraub nimmermehr aufhören.

„Diese Elenden dürfen vermöge ihrer lebenschonenden Religion keine Schnake, keinen Floh umbringen*), aber mit ihrem Handelsbe-

*) Von der wunderlichen Religion dieser Banianen kann man sich aus einem Ereigniß, das erst im Anfang dieses Sommers in Wiramgam, einer Station

trieb sind sie die schlimmsten Kannibalen in ganz Afrika geworden. Dr. Kirk sieht nicht in dieses System, sonst hätte er mir nicht zu meiner Hilfe den Haupträuber der Banianen, Ludbha, gesandt (der seither gestorben ist), einen Mann, welcher freilich viele Sklaven mitbrachte, aber alle mit dem geheimen Befehl, nicht mir zu folgen, sondern mich zurückzutreiben. Diese Schurken haben mich zwei Jahre meiner Zeit, sicherlich 1800 Meilen Umweg und unberechenbare Geldsummen gekostet; aber am Ende wird alles noch recht werden."

Es ist nun erwiesen, daß im Durchschnitt 20,000 Sklaven alljährlich nach Zanzibar eingeführt werden, für die dem Sultan zuerst beim Einschiffen in Kilwa 2½ Dollar, beim Landen in Zanzibar wieder 2 Dollar für den Kopf bezahlt werden, so daß der Sultan aus dem Sklavenhandel jährlich etwa 240,000 fl. Profit zieht. Die Sklaven werden aber mindestens 200 Stunden Wegs aus dem Innern an die Küste gebracht und zwar durch Gegenden, die früher dicht bevölkert waren, jetzt aber völlig unbewohnt bleiben; wilde Thiere nisten in den ruinirten Dörfern. So kommt es, daß erstlich ein bis zwei Menschen getödtet werden, um einen zu fangen, und daß von den Gefangenen höchstens ein Drittheil oder Viertheil wirklich verschifft wird. Der ganze Weg der Sklavenkarawanen ist durch Menschengebeine bezeichnet, unter denen freilich Löwen und Hyänen fleißig aufräumen. Und zwar versichert Livingstone, diese bedauernswerthen Völkerschaften seien so begabt, so verständig und stattlich, als nur irgend ein Geschlecht, das vom wahren Gott noch nichts wisse; Christen haben es erst noch zu lernen, was sie an ihrer Religion, auch wo sie sehr verdunkelt oder verwaschen sei, doch immer noch vor andern Menschen voraushaben.

Wie ist nun solchem Elend abzuhelfen? Livingstone meint, der

Guzerats, sich zutrug, eine Vorstellung bilden. Ein Bahnwärter fieng in einer Wasserlache, wie sie sich dort überall während der Regenzeit bilden, ein Fischchen und trug es nach Hause. Ihm begegnet ein Banian und schlägt ihn wegen solchen Frevels. Der Bahnwärter wehrt sich, aber viele Banianen eilen ihrem Kastengenossen zu Hilfe, stürmen den Bahnhof, schlagen den europäischen Stationsmeister und alle Angestellten und tödten beinahe einen muhammedanischen Jungen. Es gibt Städte in Guzerat, wo es bei 500 Rupies Strafe verboten ist, irgend ein Thierchen zu tödten. Ein Menschenleben gilt diesen Leuten wirklich weniger als ein Thierleben, und wie gering diese stolzen und habsüchtigen Kaufleute andere — von Gottes Gesetz verbotene — Sünden taxiren, kann man sich leicht denken.

Einfluß christlicher Kolonisten könnte viel ausrichten, und zwar schlägt er vor, daß die eingebornen Christen von der Westküste sich vom Sultan Land ausbitten, und eine Kolonie an der Ostküste gründen, deren Zweck wäre, dem Sklavenfang auf jede Weise Einhalt zu thun, und ihm entgegenzuarbeiten durch Verbreitung christlicher Lehre, Zucht und Sitte, wie das von Sierra Leone aus in weiten Strecken gelungen ist.

In einer Nachschrift vom 8. Januar dieses Jahres sagt er z. B.: „Eine Sache treibt mich sehr um, nämlich der Plan, eine der englischen Kolonieen der Westküste durch freiwillige Auswanderung der eingebornen Christen an einen gesunden Ort auf dieser Seite des Festlandes zu verpflanzen. Ich meine da natürlich nicht eine Niederlassung englischer Kolonisten, sondern die Versetzung einer jener Kolonieen, die auf der Westküste schon ihren Zweck erfüllt haben durch völlige Unterdrückung des Sklavenhandels, soweit nur immer ihr Einfluß reichte. Oberst Ort in seinem Bericht weist nach, daß dies wirklich die Frucht jener Niederlassungen ist, und daß jetzt an vielen Orten, wo nie ein Kriegsschiff hinkommt, der Menschenhandel ebenso gänzlich abgethan ist, wie an solchen Stationen, welche regelmäßig von unsern Kreuzern besucht werden. Auf der Ostküste ist der Sklavenhandel noch jetzt so lebhaft und Alles beherrschend, als er nur je auf der Westküste war, und wir haben da keine christlichen Niederlassungen, deren heilsamer Einfluß dagegen ankämpfte. Würden einige unsrer Kolonien nach Mombas — das ja schon uns gehört — verpflanzt, so würde das sittliche Element bei den dagegen nicht verschlossenen Muhammedanern sich bald geltend machen, und könnte der elenden Falschheit unsrer Banyanen (britischer Unterthanen!), die jetzt mit ihrem Geld den ganzen Sklavenhandel betreiben, Zaum und Zügel anlegen. Die einzige weitere Auslage für die Regierung wäre die, daß sie ihre Beamten auf Kriegsschiffen hinaussenden müßte. Der Sieg der Mission an der Westküste ist unbestreitbar, und die Abschaffung des Sklavenhandels im ganzen Umkreis christlicher Niederlassungen bezahlt reichlich alle Auslagen der Regierung sowohl als auch der Missionsgesellschaften. Was wir hier brauchen, sind gerade solche Hilfsmittel. Sobald Missionare sich hier einfinden, wird auch der Handel blühender. Wir müssen afrikanische Christen hier haben, um Zucht und Sitte einzuführen. — Ich habe noch ein Stück Arbeit vor mir, ehe ich mit den Nilquellen ganz fertig bin.

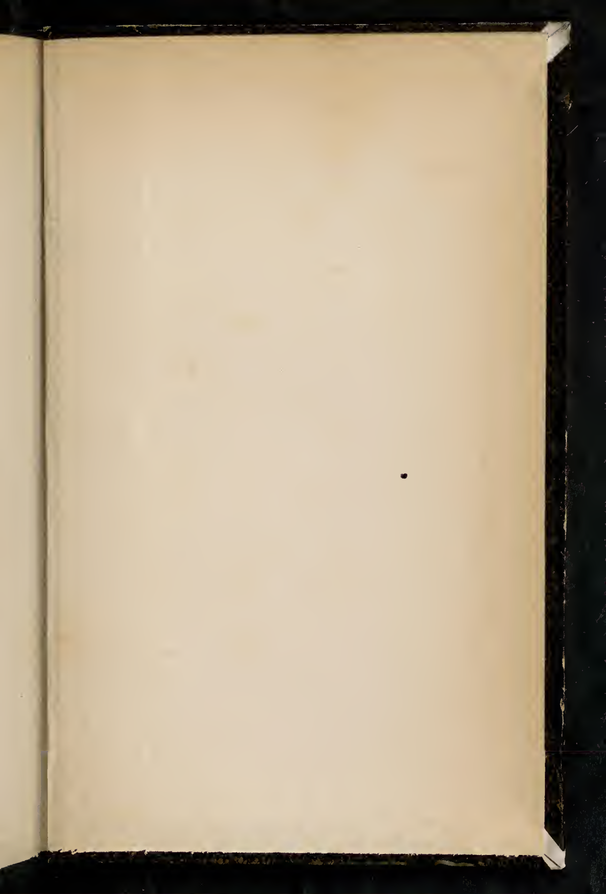
Viel Zeit und viel Geld ist mir durch jenen Banyah gestohlen worden. Doch es wird noch Alles zuletzt recht werden!"

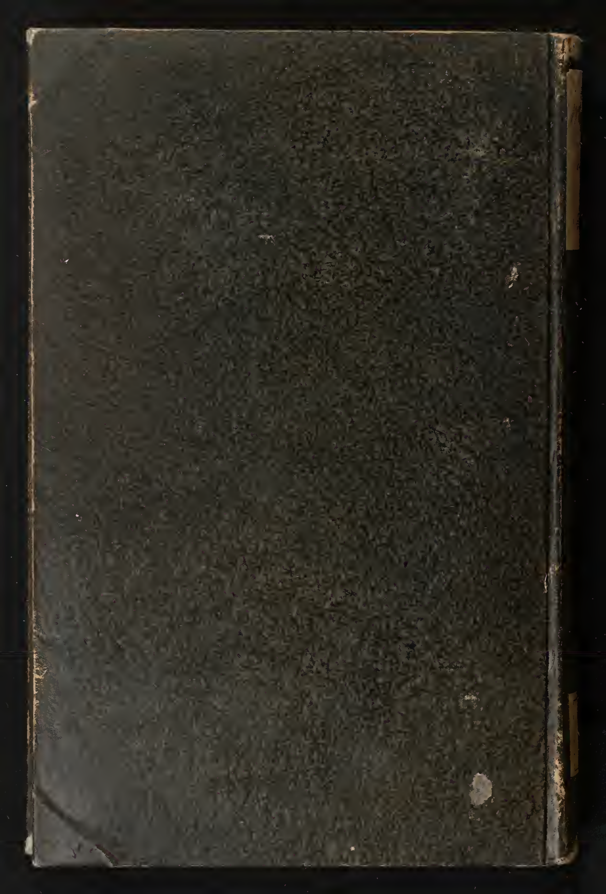
Der Amerikaner hat Livingstone 70 gut bewaffnete Leute von Sansibar zugeschickt und ihn zugleich mit allen Waaren und Bedürfnissen versehen, welche ihm zur Lösung seiner Aufgabe nöthig schienen.

Stanley hat ein Bild des nun 60jährigen Reisenden herausgeschickt, das wir unsern Lesern nicht vorenthalten wollen. Möge Gott ihn den Wunsch seines Herzens erleben lassen und mit irgend welchen Mitteln dem Sklavenhandel in Afrika ein Ziel stecken. Es trifft sich gerade schön, daß die Greuel der Menschenräuber und =mörder in Melanesien die Aufmerksamkeit der britischen Regierung auf den Sklavenfang in der Art wachgerufen haben, daß nun auch gegen Sansibar und Mosambik schärfer vorgegangen werden soll. Bereits hat sie die Hamburger Behörde, welche mit Sansib ar bedeutende Geschäftsverbindungen unterhält, zur Mitwirkung aufgefordert, um dem Sultan einstimmige Wünsche der christlichen Mächte vorlegen zu können.

Japan sucht nach einer neuen Religion.

Der gegenwärtige Zustand Japans ist das Wunder unsrer Tage. Die leitenden Geister der Nation haben sich mit einem Mal kopfüber in die Fluth des modernen Lebens gestürzt, und nach den neuesten Nachrichten scheint die gleiche Bewegung, welche sie ihre seitherige Abgeschlossenheit durchbrechen ließ, sie auch von ihrer seitherigen Religion abgelöst zu haben. Wie wunderlich liest sich doch die kurze Nachricht, welche die letzte Post aus Japan brachte (Allg. Zeitung 18. August und Overland China mail): „Die Regierung wird eine neue Religion einführen, die aufgeklärter, einfacher, dem gemeinen Menschenverstande entsprechend und allen Parteien angenehm sein wird." Was soll sich der christliche Leser dabei denken? Er weiß allerdings, daß im tiefsten Grunde keine Religion auch für die Japaner aller Parteien an=





Dr. Livingstone's Wirksamkeit.

Es sind schon mehr als vier Jahre verflossen, seit wir das letzte Mal den Namen des großen Afrika-Reisenden erwähnen konnten (Miss. Mag. 1868, S. 348.); so lange wollten keine Nachrichten von ihm nach Europa gelangen. War damals von ihm als dem „so lange Todtgeglaubten" die Rede, dessen Wiederauftauchen auch die besten afrikanischen Autoritäten nicht mehr zu hoffen wagten, bis er auf einmal wieder von sich hören ließ, so waren solche Zweifel über sein Leben in diesem Frühling nach vierjähriger Verschollenheit erst recht allgemein und peinlich geworden. Man hoffte freilich, Livingstones Sohn werde in Verbindung mit etlichen Offizieren den alternden Forscher im Herzen Afrikas aufsuchen. Doch während diese sich in Zanzibar zur Reise rüsteten, traf dort Heinrich Stanley ein, und berichtete, er habe Livingstone gefunden und nach viermonatlichem Zusammenleben und Zusammenreisen wohl verlassen, auch ihm so viele Hilfsmittel übergeben, daß fürs erste kein weiterer Zuzug nöthig werde. Die englische Unternehmung wurde also aufgegeben; der einfache Amerikaner hatte mehr ausgerichtet, als alle von der britischen Regierung zu Livingstones Unterstützung oder Wiederauffindung angewiesenen Beamten.

Bekannt ist aus den Zeitungen, wie der Eigenthümer des „New-York Herald", Herr Bennett, auf den Gedanken gerieth, Livingstone aufsuchen zu lassen; wie er seinem Korrespondenten, Stanley, nach Madrid telegraphirte, er möge sich dazu auf den Weg machen und brauche das Geld nicht zu sparen; wie Stanley nach Zanzibar eilte und von dort ins Innere Afrikas mit einem Gefolge von 30 Personen eindrang; wie er mit Yankee Energie sich durchkämpfte und seine unzuverläßige Schaar nachzog, bis er am 3. November 1871